Octavia.

Erzählung von G. Reuter.

(5. Fortsetzung.)

Der kühle Ton, in welchem Konrad von ihrem Vater gesprochen, hatte Octavia verletzt. Sie begrüßte den alten Mann sehr herzlich.

„Begleite uns, Papa," rief sie. „Der Abend ist zu schön, um Geschäfte zu verhandeln. Auch möchte ich gern hören, ob Du Briefe der Brüder aus Deutschland bekamst. Je nach Deinen Wünschen ißt Du dann mit uns, oder wir setzen Dich an der Quelle ab."

„Ich bin ganz der Meinung von Madame," bestätigte Riviotti mit höflicher Gleichgiltigkeit.

Wenige Minuten später rollte ihre weit zurückgeschlagene Equipage die Sheri Pascha hinab. Die jeunesse dorée vor den Kaffeehäusern steckte die Köpfe zusammen, oder sprang auf, um zu grüßen, als die schöne Frau, nachlässig darin zurückgelehnt, an ihnen vorüberfuhr. Hin und wieder neigte sie mit der ihr eigenen stolzen Anmuth das Haupt zum Gegengruß, bis ihre Aufmerksamkeit gänzlich durch das Gespräch zwischen Riviotti und ihrem Vater gefesselt wurde.

„Ich kam," hatte Werther begonnen, „Sie nochmals zu bitten, das Kapital, welches Sie dem jungen Ueberling durch meine Vermittelung vorgestreckt haben, nicht in dieser plötzlichen Weise zurückzuziehen."

„Und ich sagte Ihnen bereits," erwiderte Riviotti, schroffer als sonst seine Art war, „daß ich das Geld zu anderen Dingen brauche."

„Sie werden damit den Mann ruiniren."

„Ah bah, er kann es bei einem Juden aufnehmen, oder wo er sonst will. Das ist meine Sache nicht. Laissons la bagatelle."

„Aber Alphons," sagte Madame Riviotti erschreckt, und wenn er sich fallit erklären muß?"

„Nun?"

„Ist ein Bankerott Dir eine Bagatelle?"

„Was anders?"

„Ich habe ihn als ein großes Unglück, als eine Schande empfunden."

„Mon Dieu — in Deutschland vielleicht! Hier ist er eine Spekulation, wie eine andere. Wenn dieser Ueberling geschickt ist, kann er sogar Nutzen aus der Kombination ziehen."

„Herr Riviotti," begann Werther mit einer gewissen Kraftanstrengung gegenüber dem allmächtigen Schwiegersohn, „erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Auffassung eines Kaufmanns mir immer widerstrebt hat."

„Ich glaube allerdings, daß in Ihrem Sohn mehr Talent zu einem kühnen und energischen Geschäftsmann liegt, als Sie je besaßen," erwiderte Riviotti ärgerlich.

„Möglich, möglich," meinte Werther kopfnickend. „Aber das Talent ist gefährlich. Ich habe immer geglaubt, es gäbe so gut eine Kaufmannsehre, wie es eine Offiziersehre giebt," murmelte er in sich hinein.

„Gewiß!" rief seine Tochter mit funkelnden Augen. „Alphons, und wenn Du das Kapital zu der größten Spekulation brauchtest........"

„Seit wann bekümmert sich Madame um kaufmännische Dinge?" schnitt Riviotti seiner Gattin das Wort ab. „Ueberlaß das uns, meine Liebe. Uebrigens ist die Sache erledigt. Da ich Ihr bedenkliches Wesen kenne, Monsieur Werther, so habe ich Ihren Sohn mit der Angelegenheit betraut und bin sehr zufrieden mit seiner Ausführung."

„Du hast......Alphons, das war herzlos, grausam!"

„Ich bitte Dich, hier auf der Straße keine Szene zu machen."

„Wozu brauchtest Du das Geld?"

„Wozu? Wozu? Habe ich Dich jemals in dieser inquisitorischen Weise gefragt, wozu Du die Summen verbrauchtest, die Dir jederzeit zur Verfügung standen? „Wir haben Madame soeben fünftausend Francs übersenden müssen," wurde mir geantwortet, als ich meine Verwunderung darüber aussprach, nur eine Kleinigkeit in der Kasse zu finden. Eh bien, ma chère, ich mache Dir keine Vorwürfe darüber, daß Du Dein Badezimmer mit Alabaster täfeln und mit Sandelholz heizen läßt, daß Du Deine schönen Glieder in Milch badest — aber spiele dann auch nicht die Gewissenhafte meinen Liebhabereien gegenüber."

Octavia biß sich auf die Lippen. Sie wandte den Kopf und schaute gedankenlos auf die bunte Menge, welche die Straßen füllte. Da zuckte sie jäh zusammen.

Heiße Blutwellen stiegen in ihr erblaßtes Gesicht, zitternd schlossen sich ihre Hände fest über dem Fächer zusammen. Und dann beugte sie sich noch einmal hastig zurück.........dort — zwischen den Hunderten von fremden, gleichgiltigen Gestalten war er an ihrem Wagen vorüber gegangen und hatte fest und ruhig ihren Blick erwidert...... Die Expedition der Afrikaforscher war zurückgekehrt.

Langsam lehnte sich ihr Kopf in die Kissen zurück und ihre Wimpern senkten sich tief. Die Attitüde war Mode, sie stand Madame Riviotti gut! Aber in diesem Augenblick hätte sie die Augen nie wieder öffnen mögen.

Bei der Ocella Halim Bey stieg ihr Vater aus, nachdem er sich förmlich und traurig von seinen Kindern verabschiedet hatte.

„Es ist auch besser, daß ich die Stellung aufgebe. Wir verstehen uns nicht, garnicht. Via wird schon für die Brüder sorgen und Konrad — der weiß das Leben kräftiger und härter zu fassen, als ich es vermochte. — Ja, kräftig — wenn wir Eltern Manches kräftiger und fröhlicher getragen — vielleicht hätte das Kind sich nicht diesem Manne gegeben. Ob sie wohl glücklich ist? So wie wir es einst waren? Wie lang das her ist......"

So murmelte Werther in abgebrochenen Sätzen vor sich hin, als er die Treppen hinanstieg. Nichts hatte sich in der Ocella während des verflossenen Zeitraums verändert, als die Menschen, die hier in Staub und Schmutz ihre Hantirung trieben. Der betäubende Lärm, das wüste Gezänk, die schwüle, beklemmende Luft — alles war noch wie früher.

Doch die Wohnung, in die wir früher unserer Heldin folgten, ist stiller geworden. Nur Erinnerung haust noch darin. Sie schwebte für den alten Mann um jedes Stück des ärmlichen, verbrauchten Hausgeräthes, welches seine Tochter ihm nicht durch neues hatte ersetzen dürfen, und verklärte mit dem Zauber der Vergangenheit auch die trüben Zeiten. War auch Werther's Ehe schon lange keine glückliche mehr gewesen—nun ihn sein Weib plötzlich allein gelassen hatte, nun sie ihn nicht mehr mit Klagen und bitteren Worten quälte und er sich noch einmal am Leben hätte freuen können, wachte die alte Jugendliebe wieder auf und zog ihn mit nagender Sehnsucht zum Grabe. Konrad's kühler Blick hatte das Richtige erkannt: Werther war alt und stumpf geworden. Wie er in der einsamen Stube saß, den Kopf in die Hände gestützt, vor sich hin brütend, glich er einem erlöschenden Feuer, in dem zum letzten Mal die Flammen aufzucken, um dann in Asche zu versinken.

3.

Es war Korsofahrt an den Ufern des Mahmudiye Kanals, der im Südwesten Alexandriens den Nil mit dem Meere verbindet. Das Ziel der Equipagen war ein öffentlicher Garten, wo von türkischer Militärmusik italienische Opernmelodien gespielt wurden.

Madame Riviotti machte heute nur einen kurzen Rundgang am Arme ihres Gemahls. Dann ließ sie diesen in Gesellschaft einiger levantinischer Damen zurück und wurde von ihren Freunden zum Ausgang begleitet. Dort stand Abdallah und hielt eine arabische Stute am Zügel.

Das Thier wurde bewundert, kritisirt. Via klopfte ihm den lichtbraunen Hals, glitt ihm mit der Hand liebkosend über die Mähne und schwang sich in den Sattel. Die jungen Männer drängten sich um sie. Einige riefen ungeduldig nach ihren Pferden. Doch ehe diese sich durch die Wagenreihen winden konnten, gab Madame Riviotti dem ihren einen Schlag mit der Gerte und in windschnellem Trabe entführte es seine Herrin auf dem schmalen Fußwege dicht an der Gartenmauer entlang. Sie wandte muthwillig mit der Gerte winkend ihr Haupt zurück und war dann den Blicken ihrer Anbeter entschwunden, von Abdallah in der Ferne gefolgt. Mißmuthig oder lachend kehrten Jene um. „Entzückende Natur!" rief einer der Herren. Doch ein anderer machte eine böse Bemerkung. Mit Achselzucken und vielsagendem Blick wurde sie weiter kolportirt.

Die schöne, verleumdete Frau ritt das einsamer werdende Ufer des Kanals entlang. Der Wind strich ihr durch's Haar, daß es um Schläfe und Nacken flog.

„Hoi ho!" rief sie jauchzend in die Abendluft hinein und jagte in wilder Lust hinaus in die von Trümmern bedeckte Ebene, in die das bebaute Land sich verliert und die die sinkende Sonne mit violetten Tinten färbte.

Dort war eine Stelle, wo hohe Säulen eines römischen Tempels aufragten, daneben, aus den herabgestürzten Kapitälern und Feldsteinen erbaut, ein unbenutzt verfallender Backofen, die erloschene Feuerstelle eines Beduinenlagers, das Zahnrad einer Maschine, ein leeres Vogelbauer und etliche Lumpen—ein Bild des heutigen Egypten.

Mehrere hundert Schritte davon lag jetzt das Zelt der Wüstenkinder. Ein Weib drehte die Mühlsteinen in derselbe Weise, wie vor Jahrtausenden die Töchter Laban's gethan haben mögen, um das Mehl zum täglichen Brot zu gewinnen. Ihre nackten Kinder begrüßten die nahende Reiterin mit gellendem Jubelgeschrei. Das Weib sah von der Arbeit auf. Octavia nickte ihr freundlich zu, während die braune, kleine Brut das Pferd wie toll umtanzte.

„Wer will reiten?" rief die weiße Frau und schaute lachend zu, wie einer der Knaben mit der unglaublichen Geschmeidigkeit dieser wilden Kinder, von ihrer Hand unterstützt, am Steigbügel zu ihr hinaufkletterte.

„Am'le maruf! Bitte, bitte, mich auch!" flehte ein anderer und zappelte mit allen Gliedern vor Vergnügen.

„Fürchtest Du Dich nicht, daß Madra uns alle Drei hinunterwirft?" fragte Via.

„Der Prophet wird die gute Frau und Mubruk schützen!" war die schnelle Antwort des kleinen Affen.

Abdallah sprang zur Hilfe herbei. Frau Riviotti hatte nun ihrer Zwei vor sich auf dem Sattel. Sie ließ ihr Thier die übermüthigsten Reiterstückchen vollführen. Die Mutter stand grinsend vor ihrem Zelt, dem tollen Spiel zuschauend, bis Octavia den größeren Knaben herabließ.

„Dich nehme ich mit mir," rief sie dem Kleinen zu und beugte sich über das drollige Gesichtchen. „Weißt Du, daß Du sehr schmutzig bist, süßer Kerl," lachte sie jetzt und drückte dennoch ihre rothen Lippen fest und lange auf seine Wange.

Aber der kleine Beduine empfand die Ehre nicht, sondern schlug um sich und schrie wie besessen nach seiner Mutter.

„Du sollst ja wieder zu ihr," beruhigte Octavia. Sie reichte das Kind der herbeieilenden Frau. Dann mußte Abdallah ihr selbst vom Pferde helfen. Sie übergab ihm den Zügel, nahm die Schleppe ihres Kleides über den Arm und ging langsam die Ebene hinab, den Mauertrümmern zu.

Dort saß sie lange allein und sah in den dunkelnden Abend hinaus.

Plötzlich sprang sie auf, schüttelte heftig das Haar zurück, als könnte sie damit alle die beunruhigenden, sehnsüchtigen Gedanken, die sie zuweilen überfielen, von sich abschütteln, und raffte ihr Kleid zusammen, um den Heimweg anzutreten. Sie sehnte sich nach Licht und Menschenstimmen, aus der dämmerigen Traumwelt, die sie hier umfangen, in die Wirklichkeit ihres Lebens zurück.

Ungeduldig strebte sie, einen Weg durch das Labyrinth von Mauern, Vertiefung und Schutthügeln zu finden. Bei Tage war es leicht gewesen. Jetzt, wo die schnell hereinbrechende Nacht alle Umrisse verwischte, mußte sie vorsichtig tasten, um sich nicht zu verletzen. Kein anderer Laut drang zu ihr, als ein klägliches Geheul wilder Hunde und das dumpfe Rauschen der fernen See.

Frau Riviotti bereute die Laune, die sie an diesen verlassenen Ort geführt hatte. Ein unbestimmtes Grauen legte sich ihr schwer auf Herz und Athem. Es war nicht die nächtliche Einsamkeit allein. Seit Tagen war ihr die Brust beklommen, als wäre sie von wesenlosen Schatten umgeben, die plötzlich greifbare, furchtbare Gestalt annehmen konnten. Mit einer Kraftanstrengung des Verstandes wollte sie sich beruhigen — da stockte ihr Herzschlag, zitternd stand sie still und versuchte mit dem Blick die Dunkelheit zu durchdringen. Dicht vor ihr bewegte sich eine menschliche Gestalt. Jetzt richtete sich dieselbe aus der gebückten Stellung auf.—Octavia sah das entsetzlich verstörte Antlitz eines jungen Mannes mit dem Ausdruck stummer Verzweiflung zum hellen Sternenhimmel gewendet — sah, wie er langsam den Arm hob und einen Revolver gegen die Stirn richtete.

Ein Schrei, eine hastige, energische Bewegung — die Waffe war ihm entrissen.

Der Mann griff wild danach. Ein kurzes Ringen, Octavia hatte ihren Arm befreit und feuerte entschlossen die Pistole in die Luft. Donnernd hallte der Schuß durch die Stille; doch es blieb einsam um sie her, wie zuvor. Die Beduinen mochten ihn der Büchse eines Jägers zuschreiben.

Frau Riviotti ließ tief aufathmend die Waffe fallen und lehnte sich mit wankenden Knien gegen eine Säule. Der Mann starrte sie in dumpfer Betäubung an.

„Sie haben kein Recht, mir den Tod zu verwehren," stöhnte er heiter. Darauf blieb es wieder still zwischen ihnen. Octavia hörte seinen schweren Athem, sie suchte und suchte nach einem Wort — dem Worte, das schon Mancher vor ihr gesucht und nicht gefunden hat menschlichem Jammer gegenüber. Da begann sie im Gefühl ihrer Ohnmacht bitterlich zu weinen.

Der Mann richtete sein Antlitz, das er gegen die Mauersteine gedrückt hatte, empor und sah sie verwundert an. Langsam, in schweren, einzelnen Tropfen kamen auch seine Thränen und wurden zu einem wilden, verzweifelten Schluchzen.

Eine Weile ließ ihn Octavia, bis sie sich ein Herz faßte, ihm sanft die Hand auf die Schulter legte und mit herzlicher Eindringlichkeit sagte:

„Haben Sie Niemand, um dessetwillen Sie versuchen müßten, den Kampf, er sei so schwer er wolle, noch einmal aufzunehmen?"

Wieder sah der Aermste sie an mit den verstörten, verweinten Augen, die in einem so jungen, weichen Gesicht standen, daß Octavia's anfänglicher Schauder sich in tiefes Mitleid verwandelte.

„Annemarie! Mutter!" rang es sich aus seinem Herzen. „Wie könnte ich sie allein lassen. Vielleicht suchen sie mich!...Gott im Himmel, was habe ich gethan! Ich will zu ihnen!"

Hastig, noch taumelnd von der übermächtigen Erregung, wollte er fortstürzen. Octavia hielt ihn zurück. Sie mußte mehr von seinen Schicksalen wissen.

„Sagen Sie mir erst, ob ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein kann."

Er stöhnte.

„Vor drei Tagen war ich noch ein glücklicher Mensch! Und nun—Alles vorbei—o, der Schurke, der Schurke!"

In abgerissenen Bruchstücken hörte Frau Riviotti seine Geschichte. Wie er als ein junger Bursche aus der Schweiz herübergekommen war, um in dem fremden Lande sein Glück zu versuchen. Wie ihm dasselbe lächelte, als ein reicher Mann ihm das Kapital zum Beginn einer kleinen Handlung lieh, wie das Geschäft zu blühen begann und, wenn auch in bescheidenem Maßstabe, eine solide Existenz gesichert schien, so daß er daran denken konnte, Mutter und Braut nachkommen zu lassen. In diesen Tagen hatten sie eintreffen sollen.

Octavia hörte diese letzten Worte kaum noch. Die anfangs unbestimmte Furcht in ihrem Herzen wurde klarer, deutlicher — die Schatten, die Schatten! —

Der Mann, vertieft in die Erinnerung des eignen Unglücks, achtete ihrer nicht.

„Da kündigt mir der elende Kerl, der reiche Wucherer, das Kapital! — Ohne Grund — ohne Frist. — Wie ein Hund habe ich bei dem jungen Menschen, den er mir schickte, gebeten und gebettelt — nur um Aufschub — umsonst! Gottes Gericht wird den Buben treffen, der mich zum Schurken gemacht hat!"

Da klang ein Schrei, die Frau an seiner Seite sank in die Kniee, wie ein getroffenes Wild.

War dieser junge Mann Ueberling?—Er war es und eine Ahnung erfaßte ihn, eine dunkle Erinnerung, diese üppige, herrliche Erscheinung schon einmal an der Seite ihres Mannes gesehen zu haben—Madame Riviotti, das Weib seines Verderbers.

Da lag sie vor ihm, zu Boden geworfen, gelähmt von der Gewalt der Anklage, die sie aus dem anmuthigen Leichtsinn ihres Lebens in ein Gewebe von Schuld und Elend stieß. Ueberling wandte sich ab, er konnte sie nicht sehen.

Schwer und müde setzte sich das arme Geschöpf auf einen Stein, ihre Füße trugen sie noch nicht wieder. Dumpf starrte sie ins Leere, trostlos wie ein Kind, das in einer Wildniß allein gelassen, daran zweifelt, den Weg nach Haus zurück zu finden.

Fremd und schreckenerregend schaute sie plötzlich ihr Leben an. Der einzige Pfeiler, daran sich ihr aufgestörter Rechtssinn klammerte, war die Hoffnung, wenigstens hier wieder gut machen zu können. Hastig streifte sie ihre kostbaren Armbänder ab und hielt sie scheu dem Manne hin.

„Nehmen Sie," flüsterte sie tonlos, „und verzeihen Sie!—Gewiß, das—das wollte er nicht."

Dabei dachte sie an das kühle, überlegene Lächeln Riviottis; er war gewarnt, beschworen worden. Wie hart, wie grausam mußte er sein...... Der Kopf fiel ihr schwer auf die Brust, die Arme sanken schlaff an ihrem Körper nieder.

Ueberling begann Mitleid mit der unglücklichen Frau zu fühlen. Der Schlag war auf sie zurückgefallen, die ihn eben vor dem erbärmlichsten Tode gerettet hatte.

Das Bewußtsein des Lebens erwachte mit solcher Stärke in ihm, daß davor das Unglück selbst zusammenzuschrumpfen begann. Er lebte noch war Meister seiner selbst — der Zukunft. Muth, Hoffnung, Freudigkeit begannen in seiner Brust emporzuschießen, wie das Grün nach den Wetterstürmen des Frühlings. Das Gefühl seiner Jugend und der Kraft, die er darin besaß, stärkte ihn wie guter Wein.

„Madame," sagte er gutmüthig, „der liebe Gott hat's nicht zum Schlimmsten kommen lassen wollen. Ich glaube ja wohl, daß der Herr Riviotti nicht bedachte, wie so ein armer Kerl nicht viel Hilfsmittel hat und darum leicht den Kopf verliert. Sie müssen sich's nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen. Ich werde mich schon wieder herausarbeiten. Sehen Sie, ich will ja auch Ihre Hilfe annehmen."

Octavia verstand, welches zarte Opfer Ueberling ihr durch die Annahme ihrer Gabe brachte und dankte ihm mit leisem Weinen. Dieser, als besinne er sich darauf, daß das neuerfaßte Leben ihm Aufgaben und Pflichten auferlegte, grüßte Frau Riviotti noch einmal höflich und verließ sie.

4.

Langsam ritt Octavia nach der Stadt zurück. Die Grundvesten ihres Seins waren erschüttert. Sie hatte die nackte Verzweiflung gesehen. Ihr war zu Muthe, als würde sie an diesem Anblick ihr Lebelang kranken. Eine leidenschaftliche Verachtung gegen den Urheber solchen Elends erfüllte sie. Er sollte ihren Zorn sehen, begreifen, was er auch ihr damit gethan. Sie sagte sich los von jeder Schuld — sie wollte und konnte niemals Theil haben an dieser und jeder ähnlichen Handlung — Keinen Theil? — War sie nicht sein Weib? Hatte sie nicht ihre Hand zu gemeinsamem Weg in die Riviotti's gelegt, um des reichen, prunkvollen Lebens willen? Worauf war es erbaut? Wieviel Noth und Thränen mochten unter ihrem Reichthum liegen.—

Sie hatte genossen in tiefen, durstigen Zügen — nie gefragt, woher sein Ursprung — ihre Seele verkauft um dieses, dieses Goldes willen. Riviotti hatte den Preis freigebig bezahlt, erhielt sie, sie gehörte ihm. — Trug sie keinen Theil an seiner Schuld?

War diese Stunde tiefer Seelenqual nicht eine Folge der lügnerischen, erbarmlichen Ehe, die langsam, aber sicher Ehre und Gewissen in ihr getödtet, sie hatte forttaumeln lassen auf einer Bahn, an deren Ende sie jetzt den Abgrund sich aufthun sah? — Jede Regung einer edlen Natur empörte sich in der jungen Frau und schrie nach Erhörung im Kampf der widerstreitenden Gefühle.

Worte der Anklage gegen Riviotti fand Octavia nicht mehr, als sie heimkam und ihn im Salon traf. Aber er bemerkte ihre Verstörung und fragte nach dem Grunde derselben. Da brach der ganze Sturm, der in ihr tobte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit aus. Anfangs stand Riviotti sprachlos vor ihrem empörten Schmerz, dessen Ursache ihm, trotz ihrer Erzählung, nicht klar zu werden schien.

„Du bist in sinnloser Aufregung, wenn Du mir zur Last legst, daß ein exaltirter Schwärmer sich bei der ersten geschäftlichen Krisis eine Kugel durch den Kopf jagen will," begann er endlich, empfahl ihr, sich niederzulegen und sprach davon, den Arzt zu rufen, damit die Begegnung keinerlei schädliche Folgen für ihre Gesundheit nach sich ziehe.

Octavia fühlte sich wirklich geistig und körperlich so elend, daß sie seinem Rathe folgte. Dann setzte sich Riviotti an ihr Lager und begann ihr mit klarer Folgerichtigkeit die Sache in seiner Weise auseinanderzusetzen. Ueberling war ein guter, doch durchaus unpraktischer Mensch, in dessen Händen sein Kapital über kurz oder lang verloren gewesen wäre. Nicht er selbst habe ihm dasselbe vorgestreckt, sondern Werther, und zwar in seiner Abwesenheit und ohne seine Genehmigung. Er würde dem jungen Mann überhaupt abgerathen haben, Kaufmann zu werden; daß er dazu nicht tauge, sehe man deutlich genug an dem bewiesenen Unvermögen, sich in einer schwierigen Lage zu helfen. Wenn auch ihn, Riviotti, der Verlust der Summe nicht genirt haben würde — schon um des Prinzips willen, mußte er so handeln. Daß er übrigens den jungen Mann bemitleide, beweise er durch die Billigung der raschen und etwas romantischen That Octavia's, durch welche sie Ueberling das Verlorene fast ersetzt habe.

Diese Ruhe Riviotti's wirkte wie eine narkotische Betäubung auf die verstörten Sinne der jungen Frau. Begierig griff sie nach jedem seiner Entschuldigungsgründe, um daraus eine Kette zu knüpfen, an der sie aus ihrem jetzigen Elend zu den sonnigen Höhen der Vergangenheit zurückgelangen konnte. Ihre ungebrochene Natur wollte sich nicht darin ergeben, daß ihr ganzes Dasein auf morschen Stützen vor ihren Augen zusammengestürzt waren und nun Alles um sie her, was sonst ihre Freude gewesen, ihr zum Vorwurf wurde. Am bittersten war der Gedanke, daß der älteste ihrer Brüder, früher ein stiller, gemüthvoller Junge, durch das Vorbild des Schwagers getrieben, mit rastlosem Ehrgeiz strebte, in dessen Fußtapfen zu treten. — Und würden die andern Knaben nicht wieder Konrad folgen?

Die lange, schlaflose Nacht hindurch wurde Frau Riviotti's Geist von solchen Gedanken hin und her gerissen. Wie eine Erlösung begrüßte sie den Morgen, trotzdem sie sich müde, mit brennenden Augen und dem dumpfen Gefühl, daß Alles anders geworden sei, vom Lager erhob.

Aber das helle, klare Licht that seine Wirkung. Während der Vormittag ihr in gewohnter Weise verging, begann sie, wie ihr Mann ihr versichert, Manches von einem andern Standpunkt aus zu betrachten.

Gegen Mittag wurde Madame Riviotti der Besuch des Grafen Schlippendorf gemeldet. Sie nahm ihn an, als ein willkommenes Mittel, ihr gesunkenes Selbstgefühl an seiner rauhen Verehrung neu zu beleben und sich in einen anderen Ideenkreis zu versetzen.

Diese Hoffnung sollte jedoch vergeblich sein.

Schlippendorf begann, nachdem er sich kaum niedergelassen, ihr zu berichten, daß er den Besitzer des kleinen Madonnenbildchens, welches jetzt vergessen in ihrem Boudoir hing, aufgefunden habe. Alles Erlebte trat ihr neu vor die Seele, als er den Namen Ueberling nannte. Aus des Grafen Munde mußte sie nochmals die Geschichte seines Unglücks hören. Mutter und Braut waren am vergangenen Tage wirklich im Hafen eingetroffen, hatten dort den jungen Mann vergeblich erwartet, bis sie endlich, von dem Kapitän des Schiffes aufs Konsulat gewiesen, dort vernommen hatten, daß Ueberling sich habe fallit erklären müssen! Wie möchte das Wiedersehen geworden sein! — Nun hausten sie traurig in der leeren Wohnung.

„Sie können hier Ihrer Wohlthätigkeitslust nach Kräften Genüge thun," schloß der Graf. „Werden das mit Ihrem zarten Fingerchen besser anzugreifen verstehen. Unsere harten Männerhände verderben mehr, als sie nützen. Trotz allen guten Willens traue ich auch meinem ausgezeichneten Freunde Wulfhart, durch den ich diese Nachrichten bekam, mehr Geschick im Seziren von Fröschen und Kaninchen zu. Der gute Kerl — nun weiß ich, warum er mir das bewußte Bild wie ein alter Handelsjude anpries und wie ein Kind lachte, als er triumphirend mit dem herausgeschlagenen Preise abzog. War doch umsonst. — Für die Wissenschaft hat er mit seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Riesenfleiß mehr geleistet, als die Anderen zusammen — trotz aller hochtrabenden Worte. Hier, der Noth gegenüber konnte er nichts hindern und wenig helfen. Item—was geht Sie das an? Versuchen Sie's nun mit der goldenen Macht, über die Sie gebieten."

Frau Riviotti hatte ihrem Gast den Rücken zugewandt und starrte zum Fenster hinaus.

„Weiß Professor Wulfhart auch, wer das Unglück der Leute verschuldete?" fragte sie mit beklommener Stimme.

Der Graf sah zu Boden und fuhr sich mit der Rechten durch's Haar.

„Was hat das mit der Sache zu thun?"

Ein Laut kam von den Lippen der jungen Frau, der wie ein gewaltsam erstickter Schluchzen klang.

„Ich dachte nicht, daß Sie es wußten," brummte der Graf. „Hätte Sie sonst verschont. — Grübeln Sie nicht zu viel darüber; so ist das Leben. — Seien Sie schön, heiter und sorglos, wie die Bestimmung der Blume ist, bis sie vergeht."

„Bis sie vergeht—" wiederholte Frau Riviotti müde, „und dann?"

„Blüht eine andere an ihrer Stelle."

Madame Riviotti verzog den Mund zu einem bittertraurigen Lächeln. Sie mußte viel lernen in diesen Tagen. Dem Einen war sie ein Spielzeug — eine Puppe, die er nach Gefallen putzte oder bei Seite schob, dem Andern eine Blume, daran man sich freut und weiter geht. Und dem Dritten? Ein heiliges Gut, des Lebens Krone hatte sie ihm sein sollen. — Nun lag eine hohe Scheidewand zwischen ihnen. Draußen — weit draußen stand er, geehrt von den Edelsten...... Aber er sollte sie nicht verachten. Sie ertrug es nicht, von ihm nicht. Er sollte wissen, daß sie ihres Mannes Handeln nicht billigte, daß sie fähig war, seine leichtsinnig grausame That zu sühnen.

5.

Der Schmuck, den Octavia Ueberling gegeben hatte, wäre nach Riviotti's Ansicht hinreichend gewesen, der kleinen Familie eine neue Existenz zu schaffen. Damit war Frau Riviotti nicht genügt. Nicht nothdürftig sollte den Geschädigten geholfen werden. Nein, sie sollten in Zukunft auf die dunklen Stunden als auf den Anfang ihres Glückes zurückblicken. Frau Riviotti wollte es ihnen bereiten, schön, zart, mit weiblichem Gefühl Allem nachspürend, was es vervollkommnen und schmücken konnte. Sie fuhr selbst aus, um eine Wohnung in einem der luftigen, gesunden, europäischen Stadtviertel zu miethen. Sie eilte von Laden zu Laden, um eine hübsche kleine Einrichtung für das junge Paar zu besorgen, welche den Räumen ein behagliches Ansehen geben sollte. Auch auf ein Zimmerchen für die Mutter war Rücksicht genommen. Nichts fehlte, bis zu dem Porzellan und Leinen im Schrank.

Die Kammerjungfer der gnädigen Frau berichtete gerührt im Gesindezimmer, daß zwei Spitzengarnituren dem Händler zurückgesandt worden wären, um die Ausgaben zu bestreiten. — Octavia hätte noch größere Opfer gebracht. Aber dies genügte.

Sie wurde froh und heiter bei dem Gedanken an die Ueberraschung, die sie bereiten würde.

Mit angenehmen Gedankenbildern beschäftigt, ließ sie sich am dritten Tage — so viel Zeit hatte die Ausführung ihrer Idee in Anspruch genommen—durch einen Diener aus dem Kontor in Ueberling's Wohnung führen.

Sie war etwas erstaunt, dieselbe so dürftig, so entblößt von jedem Hausrath zu finden. Die Braut, welche ihr die Thür öffnete, gab ihr die Erklärung. Ueberling's Mutter, die alte, harte, ehrenfeste Schweizer Bürgerfrau, war durch die Aufregungen, die sie bei ihrer Ankunft im fremden Lande überfallen, auf's Krankenlager geworfen worden.

Das stimmte nicht zu Frau Octavia's Phantasien. Indessen war sie nicht kindisch genug, sich darüber zu kränken. Desto nöthiger war ihre Hilfe.

Sie trat an das Bett der Kranken und reichte dem danebensitzenden Ueberling die Hand. Schonend sprach sie ihr Bedauern aus über die traurige Lage, in der die Verwandten den jungen Mann getroffen, um dann zu der Darlegung ihrer freundlichen Pläne für das Wohl ihrer Zukunft überzugehen.

Die Kranke hörte erstaunt, wie viel eine Fremde für sie thun wollte. Mit dem praktisch-nüchternen Sinn ihres Volkes war ihr erstes Gefühl nicht Dankbarkeit, sondern Mißtrauen gegen die übertriebene Wohlthat.

„Wer ist sie denn? Was treibt sie?" flüsterte sie ihrem Sohne zu.

Dieser zauderte mit der Antwort. Seine Mutter wußte nicht, daß die Lebensretterin ihres Sohnes vor ihr stand, ihr Name hingegen hatte einen bösen Klang für sie.

„Sie hat mir schon den Schmuck gegeben, von dessen Erlös wir jetzt leben, Mutter," sagte er. „Es ist die Frau von—von Riviotti, aber eine gute Frau......"

Hastig richtete sich die Alte in die Höhe. Ihre Blicke fuhren zwischen Madame Riviotti und ihrem Sohne hin und wieder.

„Von ihr — von ihr hast Du Almosen genommen?" stieß sie endlich mühsam hervor. „So Einer bist Du geworden? Gehst betteln bei Denen, die Dich geschlagen haben? Von dem Gelde will ich nicht leben — brauch's, dem Herrgott sei Dank, wohl auch nicht. Wenn ich unter der Erde liege — bitte nur die schöne Dame — vielleicht kann sie Dir auch eine Mutter wiederschaffen."

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Mutter," unterbrach sie Ueberling.

„Kann sein, daß ich irre rede," stöhnte die Frau, von Schmerzen und Fieber geschüttelt. „Es kann Einen schon um den Verstand bringen, sein Kind, das man mit Sorge und Kummer groß gezogen, als einen Bankerottirer und Lumpenkerl wiederzufinden."

Octavia wand sich unter dem Zornausbruch der Alten, doch bezwang sie sich und versuchte, sanft und herzlich zu begütigen—vergebens.

„Wenn ich denn einmal betteln muß, will ich's nicht bei meinen Feinden thun. Es giebt sonst noch barmherzige Seelen auf der Welt. Der Herr, der Dir das alte, schlechte Bild so theuer bezahlt hat, Sohn! Geh zu Dem. Du hattest ihn bitten sollen, als der Wucherer Dir's Kapital kündigte, er hätte Dir's sicher vorgestreckt."

„Herr Wulfhart hat sein Vermögen in Deutschland, Mutter, und die Zeit war zu kurz. Es kam Alles so schnell.—Verzeihen Madame meiner Mutter die bösen Worte; sie ist krank," wandte er sich dann zu Octavia. Er wollte um die Welt nicht, daß sie gekränkt werde, die ihm Gott in der dunkelsten Stunde seines Lebens gleich einem Engel gesandt hatte. „Und Madame, Ihren Schmuck habe ich genommen und danke Ihnen dafür. Aber ich möchte auch nicht, daß Sie unseretwegen Unannehmlichkeiten bei dem Herrn Riviotti hätten."

„Ueberlassen Sie mir die Verantwortlichkeit dafür," antwortete Frau Riviotti stolz.

Sie hörte Schritte und Klopfen an der Ausgangsthür. Darum wandte sie sich zum Gehen, indem sie Ueberling winkte. Sie wollte mit ihm allein die Sache zum Abschluß bringen.

Der Kranke hatte ihre Bewegung bemerkt.

„Ich verbiete Dir, von der Frau des Wucheres Almosen zu nehmen!" schrie sie, sich in fiebernder Aufregung hoch aufrichtend. „Gottes Fluch liegt auf seinem Gelde."

Octavia zitterte an allen Gliedern. Sie erkannte die tiefe, ruhige Stimme, welche draußen Einlaß begehrte. Von Wulfhart in dieser peinlichen, demüthigenden Lage getroffen zu werden!

„Mit Kranken ist nicht zu rechten," rief sie heftig, während Wulfhart die Thür öffnete. „Ueberling, wollen Sie die Einrichtung zu Ihrer neuen Häuslichkeit von mir annehmen oder nicht?—Besinnen Sie sich schnell — ich habe schon zu viel Zeit hier verloren."

Der Eintretende sah erstaunt und fragend auf die Gruppe. Er hatte nur den letzten Theil des Gespräches vernommen. Als er Frau Riviotti erblickte, die mit hochmüthig zusammengezogenen Brauen inmitten des Zimmers stand, schien ihm der Widerwille gegen Wohlthaten, in dieser Weise geboten, durchaus gerechtfertigt. Jedenfalls hielt er es für gerathen, dem Auftritt so schnell als möglich ein Ende zu machen, ehe weitere Beleidigungen fielen.

„Gnädige Frau," wandte er sich grüßend zu Octavia, „ich glaube, es wäre besser, Sie gäben Ihre menschenfreundliche Absicht auf. Es ist begreiflich, daß Ihr Anblick die arme Frau erbittern muß," setzte er leiser hinzu.

Wie ein brennender Pfeil berührten seine Worte Octavia's wunde Seele. Sie vermochte nur noch einen Gedanken zu fassen: fort von hier, fort aus der qualvollen Gegenwart dieses Mannes.

„Rufen Sie meinen Wagen," herrschte sie Ueberling an, der zu seiner Mutter getreten war.

„Bleiben Sie bei ihr," winkte ihm Wulfhart. Er hatte mit schnellem Blick erkannt, wie erschöpft die Kranke in die Kissen zurücksank. „Ich werde Frau Riviotti hinunterbegleiten."

Ohne Gruß wandte sich jetzt Octavia ab.

„Undankbares Gesindel!" knirschte ihr tief gekränkter Stolz.

„Es ist sehr viel leichter zu zerstören, als wieder aufzubauen," sagte Wulfhart ernst und bitter. „Selten läßt sich ein begangenes Unrecht sühnen, am wenigsten, wenn man nur das eigene, verletzte Gewissen damit heilen will. Hier steht Ihr Wagen. Leben Sie wohl, gnädige Frau."

So schieden sie zum zweiten Male.

Octavia hatte kaum einen Abschiedsgruß für ihn gehabt. Sie drückte sich tief in die Wagenecke. In ihr wogte und brauste es wild. Je klarer sie die Wahrheit von Wulfhart's vorwurfsvollen Worten empfand, je mehr ihr bewußt wurde, daß Alles, was sie in diesen Tagen an edelmüthigen Gefühlen, hochherzigem Thun, als Balsam auf den zerstörten Frieden ihres Lebens gelegt hatte, vergebens gewesen war, daß sie nichts gesühnt, vielleicht nur schärfer verletzt hatte, je mehr verwandelten sich Reue und Schauder in ihr zu leidenschaftlichem Zorn und verzweifelter Bitterkeit. Sie hatte gut sein wollen — das Schicksal trat ihr hindernd in den Weg. Und er verachtete sie. Wulfhart hatte nicht die Absicht gehabt, die Frau, die er geliebt, zu beleidigen. In ihrer Aufregung schien ihr jedoch das, was er gesprochen, einen kalten, höhnenden Klang gehabt zu haben, der ihr sagte: Was willst Du, die Verlorene, die Weltdame, mit Tugend und Edelmuth? Du Thörin, die Du glaubst, damit das verscherzte Ziel zu erreichen. Geh Deinen Weg — keine Macht des Himmels und der Erde kann Dich retten. Du warst gewarnt. Nun ist's zu spät!

Dies „Zu spät" ist schon vielen Seelen verhängnißvoll geworden.

Octavia sprach es sich vor, nicht mehr mit Thränen; sie biß die Zähne übereinander dabei, damit sie keinen Schmerz mehr fühlte.

Wenn es zu spät war — warum dann trauern und weinen?—„Seien Sie schön, heiter und sorglos, wie die Blumen!" rief ihr des Grafen Stimme zu. In die Sprache der Materialisten übersetzt, hieß das: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.

Die Gedanken der jungen Frau streiften dicht an diesen Satz, als sie den Wagen verließ und in ihren üppigen Salon trat. Einige Diener waren darin beschäftigt, den Lustre anzuzünden und die Glasthüren nach dem Garten zu öffnen. Madame hatte heute Empfangsabend.

Abdallah flog wie ein schöner bunter Panther herbei, seiner Gebieterin die Mantille abzunehmen. Wie erbärmlich kann das Menschenherz in gewissen Stimmungen sein! — Madame Riviotti empfand eine wilde Freude bei seinem Diensteifer. Abdallah lehnte draußen an eine Säule der Halle und starrte zitternd zu den Sternen auf, unter dem Einfluß ihres Danklächelns.

Der Garten Riviotti's strahlte in bengalischem Licht. Ueber die Veranda strömten die Gäste aus und ein. Was von hervorragenden Persönlichkeiten Egypten besuchte, rechnete es sich zur Gunst, von der schönen Frau des reichen Levantiners empfangen zu werden. Manchem von ihnen schien an diesem Abend ihr Lächeln so sinnbethörend, wie dem schwarzen Jungen. Es kam und ging wie eine Flamme über das blasse Gesicht. Und die großen Augen funkelten mit einem fremden Zauberglanze, der mit dem, was sie sprach, in Einklang stand. Eine Schärfe und ein Hauch von Weltverachtung lag darin. Er hätte Jemandem, der die arme Frau liebte, Thränen in die Augen treiben können. Ihrem Manne brachte er sie näher. Aus welchem Grunde dieser Hauch aufstieg, wußte er nicht, kümmerte sich auch wenig darum. Es berührte ihn bekannt. Es war etwas von dem Moderduft der Blasirtheit seiner eigenen Seele darin. Riviotti fand seine Frau interessant und sie kam ihm mit der verzweifelten Entschlossenheit entgegen, die die Dinge nimmt, wie sie nun eben kommen.

Wulfhart sah Octavia nicht wieder und trug auch kein Verlangen danach.

Sie erfuhr, daß er und Schlippendorf der Familie Ueberling geholfen hatten, ihre Verhältnisse in erträglicher Weise zu ordnen, ohne ihrer Hilfe zu bedürfen. Schlippendorf hatte anfangs zuweilen versucht, ihr von dem Freunde zu sprechen, doch sie wies ihn mit so herbem Spotte ab, daß er verwundert schwieg. Weil sie auch jede Frage nach dem Professor ängstlich mied, wußte sie bald nicht einmal, ob er noch in Egypten weilte, oder ob sein Lebensweg ihn weitergeführt hatte. Ihr sollte es gleichgiltig sein.

Dann, nach einiger Zeit hörte sie seinen Namen wieder nennen. Nicht mehr mit der bewundernden Achtung, die den kühnen Forscher bei seiner Rückkehr empfangen. — Ein mitleidiges Achselzucken, ein bedauerndes Kopfschütteln begleiteten die Aeußerungen. Man nannte ihn einen Kranken. Doch eine seltsame Scheu hielt Octavia ab, seinem Schicksal genauer nachzuforschen. Zuweilen wurde sie von der verzehrenden Angst ergriffen, sie könne die Schuld an seinem Leiden tragen. Mit feinem, weiblichen Gefühl hatte sie verstanden, daß seine Liebe aus dem innersten, festesten Grunde seines Ichs emporgewachsen war.

Wenn nun Stolz und Verachtung sie nicht überwunden hätten, wenn sie lebte, dem edlen Herzen zum Verderben? — Es war ein Gedanke, um wahnsinnig darüber zu werden. Frau Riviotti rang mit Gewalt, sich davon zu befreien.

Das Leben der Wintersaison füllte ihr Kopf und Sinne, wie eine wilde Melodie. Manche von den in solchem Taumel aufgewachsenen Damen, von der Art der Baronin Stolzenfels, erstaunten über die Unersättlichkeit der jungen Frau. Sogar die freien Sitten der Alexandriner Gesellschaft schienen ihr noch Fesseln zu tragen. Es war nicht mehr die strahlende Jugendfröhlichkeit, mit der sie im Anfang das bunte Spiel genossen, die hin und wieder von schwermüthiger Sehnsucht nach einem unerreichbaren, kaum verstandenen Ideal getrübt und gleichsam in Schranken gehalten worden war. Jetzt wechselte zügellose Lustigkeit mit gereizten, bitteren Stimmungen: Hochfahrender Stolz begann die leutselige Güte der jungen Frau zu verdrängen. Ihre Kammerjungfer und auch Abdallah wußten davon zu sagen. In der Gesellschaft hatte Frau Riviotti eine große Partei gegen sich. Das kümmerte sie nicht. Zuweilen schlich sich ein Zug in ihr Gesicht, so müde und lebensüberdrüssig, so gleichgiltig gegen diese ganze Welt, daß er das schöne Antlitz traurig veränderte und einzelne Stimmen zu sagen begannen, Madame Riviotti verblühte seltsam schnell.

6.

Endlich zwang die eintretende Hitze des Sommers die Alexandriner Gesellschaft, ihrem Vergnügen Einhalt zu thun. Viele Familien verließen Egypten. Die Zurückbleibenden hielten sich still hinter dicht verschlossenen Jalousien. Auch in den Straßen erwachte das Leben nur gegen Abend auf kurze Zeit. Bald nach Sonnenuntergang schlief es wieder ein, da auch die Nachtluft mit ihren ungesunden Dünsten sorgfältig gemieden wurde. Augenkrankheiten, Fieber und einige Fälle von Cholera pflegten in dieser Zeit stets die Gemüther zu ängstigen.

Auch Frau Riviotti schien des tollen Treibens müde. Wenigstens bezog sie mit ihrem Manne, statt, wie im vergangenen Sommer, die eleganten Bäder Europas aufzusuchen, eine einfache Villegiatur in Ramleh. Riviotti war stets aufmerksam auf die Wünsche seiner Gemahlin, wenn sie mit den eigenen übereinstimmten. Er begann etwas bequem zu werden. Das behagliche Dolce far niente vor den Kaffeehäusern war ihm eine willkommene Erholung von den Winterstrapazen. (Fortsetzung folgt.)

Losgekauft.

Wenn die nachfolgende Geschichte von einem höheren oder gar dem höchsten Beamten der amerikanischen Republik erzählt werden könnte, so würde die sittliche Entrüstung der biederen Deutschen über die „Corruption" der Ver. Staaten sicherlich gar keine Grenzen kennen. Doch die Geschichte spielt nicht im „corrupten" Amerika, sondern im moralischen Deutschland, und ihr Held ist kein Hinterwald-Politiker, sondern der eiserne Kanzler, der als Gründer des deutschen Reiches gefeierte Fürst Bismarck.

Der Danziger Ztg. wird aus Berlin geschrieben: Wie in Westpreußen und Posen, erfolgen auch in Oberschlesien zahlreiche Ausweisungen von aus Rußland gebürtigen Personen, die nicht das preußische Staatsbürgerrecht erworben haben. Interessant ist der Verlauf einer Ausweisungsangelegenheit, die einen Schlächtermeister in Beuthen in Oberschlesien betraf, der einen polnisch adeligen Namen (v. P.........ski) trägt. Er hat dort eine Preußin geheirathet und sich allmälig zu einem wohlhabenden Manne emporgearbeitet. Herr v. P. ist ein ungemein eifriger Verehrer des Fürsten Bismarck und seiner Politik, was er u. A. dadurch dokumentirte, daß er zur Bismarckspende 100 Mark gezahlt hat. Das hat ihn nun gerettet. Als der Ausweisungsbefehl kam, ließ sich die couragirte Gattin des Herrn v. P. von dem Beuthener Comite für die Bismarckspende ein Zeugniß darüber ausstellen, daß ihr Mann jene Summe freiwillig, ohne jede Nöthigung, gezahlt hat, und mit diesem Schriftstück bewaffnet, reiste sie hierher nach Berlin, und es gelang ihr, mit demselben bis zum Hrn. Reichskanzler vorzudringen. Fürst Bismarck gab, nachdem er sich über den Fall hatte unterrichten lassen, der Frau ein Empfehlungsschreiben an den Minister des Innern, Herrn v. Puttkamer, und dieser hat in Folge dessen den Ausweisungsbefehl aufgehoben.

Immer mehr Chinesen.

Ueber die chinesische Einwanderung im Hafen von San Francisco während der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Mai dieses Jahres liegt eine nach den Zollhausbüchern zusammengestellte Statistik vor. Dieselbe zeigt, daß die Chineseneinwanderung dort thatsächlich noch ebenso florirt, als ob das bekannte Gesetz von 1884 gar nicht erlassen worden wäre. Die Administration hat bisher jene besondere Verordnung des Secretärs McCulloch noch nicht aufgehoben, nach welcher das chinesische Consulat in San Francisco Chinesen in beliebiger Anzahl vorübergehend an das Land kommen lassen kann, auf seine bloße persönliche Garantie hin, daß dieselben wieder in ihre alte Verwahrung genommen werden.

Die auf solche Weise gelandeten Chinesen haben bis zu zwei Wochen Zeit sich „Chinatown" anzusehen, sich mit den Straßen und Geschäftshäusern bekannt zu machen, sich chinesische Lokalblätter anzuschaffen—kurzum, alle Vorbereitungen zu treffen, um sich später dort häuslich niederzulassen! Dann gehen sie wieder auf den Dampfer und fahren nach dem Platze, auf den ihr Billet lautet. Sobald als möglich kommen sie abermals nach San Francisco, und behufs dauernden Aufenthaltes bringen sie Beweise vor, daß sie früher hier gewohnt haben. Diese Beweise konnten sie sich bei ihrem ersten, „vorübergehenden" Aufenthalt leicht sichern. Dies ist übrigens nur die hauptsächlichste von vielen zur Anwendung gelangenden Chinesenschmuggel-Methoden.

Es ist interessant, zu erfahren, wie viele Chinesen nach San Francisco mit Billets für andere Plätze kommen, dort sich kurze Zeit aufhalten und dann weiterreisen. Vom 1. Januar bis zum 1. Mai 1885 kamen 2558 Chinesen in San Francisco an. Davon blieben 1083 aus irgend einem mehr oder weniger legalen Grunde — meist, weil sie „früher dort gewohnt" hatten — gleich da. Die übrigen 1475 reisten nach kurzem Verweilen weiter, und zwar 1024 nach Honolulu, 205 nach Victoria, 92 nach Panama, 4 nach Mexico, 9 nach Havana und 141 nach China. Die meisten derselben werden bald genug sich zum zweiten Male einfinden und sich als „frühere Bewohner" festsetzen. Was nützt das Chinesengesetz?

Erfolglose Spitzbubenjagd.

Als jüngst der Dampfer „Nevada", von der „Guionlinie", soeben seinen Pier in New York verlassen hatte, kam Herr Horn, von der Schreibmaterialien-Firma Koch, Söhne & Co., über die Werfte gerannt und schrie aus Leibeskräften einem Schiffsofficier zu: „Sie haben einen Mann an Bord, der mir $50,000 gestohlen hat. Ich verlange ihn!"

Der Officier schenkte indeß seinem Geschrei keine Aufmerksamkeit, und der Dampfer fuhr weiter. Zufällig stand Capitän Gastlin am Pier und besorgte schleunigst ein Schleppboot. Jetzt begann eine Jagd auf den genannten Dampfer. Da derselbe vorerst langsam fuhr, so hatte ihn der Schlepper bald erreicht.

„Herr Arthur Marsh, ich will Sie haben!" schrie der Bestohlene nach dem Dampferverdeck hinauf; „Sie haben $50,000, die mir gehören, Sie müssen sofort an's Land!"

„All right, Herr Horn, ich komme", rief eine Stimme phlegmatisch vom Verdeck, „nehmen Sie nur zuerst meine Reisetasche in Empfang."

Damit warf ihm der Spitzbube seine Reisetasche und seinen Ueberzieher zu. Ein Bediensteter des Schleppbootes schob ein schmales Brett nach dem Dampferverdeck zu und forderte den Flüchtling auf, sich an demselben herunterzulassen.

„Oho, ich werde mich hüten", versetzte Marsh kaltblütig, „da falle ich entweder in das Wasser oder werde zwischen den zwei Schiffen erdrückt."

Der Mann war offenbar in diesem Falle im Recht. In diesem Augenblick rief ein Officier, wenn das Schleppboot nicht an der rechten Seite des Dampfers Stellung nehme, so müsse es unbedingt in den Grund gestoßen werden. Das Schleppboot ließ von dem Dampfer ab und wandte sich der Bai zu, um den Concurrenten später auf einem größeren Spielraum zu fassen. Der Dampfer aber fuhr rasch in die Bai hinaus. Die Mannschaft schien nicht gewillt, ihre Geschäfte durch diesen Zwischenfall irgendwie beeinträchtigen zu lassen. Ein heißes Wettrennen entbrannte jetzt. Armer Schleppdampfer! Er kam jeden Augenblick weiter von der „Nevada" ab. Die ganze Bai hindurch bis nach Sandy Hook wurde das fröhliche Jagen fortgesetzt, das Wild war aber nicht mehr einzuholen. Es gelang indeß, das Lootsenboot zu erreichen, und man erwartete, der Dieb sei in dieses abgesetzt worden. Doch Marsh war mit der „Nevada" schon auf hoher See.

Marsh hatte als Superintendent der genannten Firma $50,000 unterschlagen. Wenn er nicht in Liverpool gepackt wird, so ist das Geld für die Firma verloren. „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" — ist der Spitzbub durchgebrannt.

Zwei Zahnkünstler aus Pittsfield, Mass., zogen neulich binnen 2½ Minuten einer Dame dreiundzwanzig Zähne aus.

Verschiedenes.

— Berner Zeitungen berichten aus jüngster Zeit ein wahrhaft anstößiges Beispiel von der in diesem Kanton noch üblichen Versteigerung von Kindern an den Mindestverlangenden. Die Steigerung fand statt Dienstag Abend, den 14. April. Die arme Mutter, Wittwe eines Arbeiters in der Gasfabrik Biel, wohnte dem Alte in unbeschreiblicher Aufregung bei und hörte nicht auf, den Ausrufer zu unterbrechen. „Ein Knabe von 10 Jahren, um welchen Preis nimmt Jemand diesen Knaben bis zum Ende des Jahres?" 40 Fr! 35, 30 Fr.! 28 Fr.!...... Zugeschlagen für 28 Francs. Die Mutter protestirt; sie will das Kind behalten um 20 Fr., ohne Entschädigung, sie verlangt nichts, wenn man ihr nur die Kinder läßt, morgen schon will sie den Ort verlassen. Man befiehlt ihr, zu schweigen, denn sie habe nicht das Recht, Angebote zu machen. Der Handel geht weiter mit den übrigen 3 Kindern. Die Mutter weint, fleht, protestirt in einem fort. Aber bald sind die armen Kleinen alle untergebracht. Ein Mädchen von 8 Jahren für 31 Fr., ein anderes von 6 Jahren für 40 Fr., ein drittes, kaum 2 Jahre alt, für 70 Fr.

— Vor einem Jahre ging der Dampfer „Daniel Steinmann" bei Sambro, N. S., mit 124 Passagieren an Bord, unter. Einer der Passagiere, welche bei der schrecklichen Katastrophe um's Leben gekommen, Peter Andreas Michaelsen, hatte vor seiner Abreise von Europa eine Summe von 39,750 Doll. und andere Werthgegenstände bei einem gewissen Herschird in Hasle, Dänemark, gegen Ausfolgung eines Depositenscheins in Verwahrung gegeben. Herschird, der der Ansicht war, daß dieser Schein nie wieder zum Vorschein kommen würde, da ja das Schiff mit Mann und Maus untergegangen, verweigerte nun den Erben des todten Michaelsen die Herausgabe sowohl des Geldes, wie der anderen Gegenstände. In Folge dessen setzte sich das dänische Amt mit dem dänischen Consul Tobin in Halifax in Verbindung und beauftragte denselben, kein Mittel unversucht zu lassen, um des werthvollen Depositenscheines wieder habhaft zu werden. Alle Anstrengungen aber waren bis jetzt erfolglos. Dieser Tage wurde nun an der Küste von Nova Scotia, in der Nähe der Stelle, an welcher der Dampfer untergegangen, ein kleiner Koffer an's Land geschwemmt, der eine Menge Briefe und Papiere enthielt. Derselbe wurde als das Eigenthum des Peter Michaelsen agnoscirt, und fand sich in demselben auch der so lang vermißte Depositenschein—natürlich in verwaschenem und vergilbtem Zustande — vor. Consul Tobin entzifferte den Inhalt und berichtete darüber per Kabel nach Kopenhagen.

— Einen sonderbaren Mord und Selbstmord erzählt der „Nouvelliste de Rouen". Ein Greis von 70 Jahren Namens Gorju, wohnhaft in Offranville, liebte seine viel jüngere Frau abgöttisch. Als er nicht mehr arbeiten konnte und sah, daß es mit seinem Vermögen zu Ende ging, sagte er zu ihr: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Du eines Tages im Unglück sein sollst. Ich liebe Dich so sehr, daß ich Dich lieber todt als elend sehen möchte, wenn mein Geld demnächst zu Ende sein wird." Die Frau legte diesen Worten weiter kein Gewicht bei. Eines Morgens aber trat er mit einem Revolver bewaffnet an ihr Bett und gab, ohne ein Wort zu reden, Feuer. Die Kugel ging glücklicher Weise fehl. Nun entspann sich ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den Eheleuten. Einer zu Hülfe kommenden Dienstmagd gelang es endlich, den Mann aus dem Zimmer zu drängen und die Thür zu schließen. Gorju bewaffnete sich inzwischen mit einem Pistol, dessen Ladung aus gehacktem Blei bestand, drückte dann die Thür ein und die Waffe auf die Frauen ab. Er fehlte abermals. Seine Frau fiel aber zum Glück in Ohnmacht, und der Unmensch glaubte, sie wäre getroffen. Darauf ging er in das Eßzimmer und schoß sich selbst eine Kugel durch den Kopf.

— Ueber den Bubenstreich, welchen am 6. Mai ein Mensch am kaiserlichen Palais in Berlin verübte, wird der „Nordd. Allg. Ztg." folgende Mittheilung gemacht: Am Dienstag Abend 11 Uhr trieb sich ein reducirt aussehender Mensch in der Nähe des kaiserlichen Palais umher, sodaß er dem dort stationirten Schutzmann schon aufgefallen war. Plötzlich schleuderte er einen Stein von der Straße aus über die Rampe in die mittlere Glasthür des Palais, gerade zwischen die dort aufgestellten Posten. Der Stein, den der Uebelthäter vorher schon zu sich gesteckt haben muß, traf die eine Ecke der untern Thürscheibe und zertrümmerte dieselbe. Der Thäter wurde auf frischer That festgenommen und um 3 Uhr Nachts dem Polizeipräsidium eingeliefert. Als der Inhaftirte am Nachmittag behufs Confrontation mit einem Menschen, mit welchem er am Dienstag Abend verkehrt haben soll, am kaiserlichen Palais vorübergeführt wurde, gelang es ihm, während er sein Taschentuch fallen ließ, wiederum einen Stein in die Hand zu bekommen und denselben diesmal in das historische Eckfenster zu schleudern.

— Wie man persischen Blättern aus Kabul berichtet, hat der Emir Abdurrhaman vor einigen Tagen, als man den Ausbruch eines englisch-russischen Krieges noch für gewiß hielt, bei den Goldarbeitern seiner Hauptstadt fünfzehn Tintenfässer für ebenso viele seiner Generäle bestellt, welche zusammen 21,000 Rupien (ebenso viele Gulden) kosten. Es ist nämlich ein alter Brauch in Afghanistan, daß der Emir jedem seiner in's Feld ziehenden Generäle nebst einem Schwert auch ein Tintenfaß mitgiebt, damit sie dasselbe bei der Abfassung ihrer Schlachtenberichte benützen. Diese Tintenfässer sitzen in ledernen Gürteln, welche reichlich mit Gold und Edelsteinen verziert sind und um den Leib getragen werden. In diesen Gürteln pflegen denn auch von heiligen Männern geschriebene Amulette zu stecken, welche die Eigenthümer gegen Schuß und Hieb gefeit machen sollen.

— Das Opernhaus in Londonderry war jüngst während der ersten Aufführung der Pantomime „Aladin" der Schauplatz einer bemerkenswerthen Kundgebung. Die Vorführung einer Silhouette des Prinzen von Wales gab dem Auditorium Veranlassung, die Nationalhymne „Gott schütze den Prinzen von Wales" anzustimmen, worauf jedoch unverzüglich von einem großen Theil der Anwesenden auf der Galerie und im Parterre mit einem fürchterlichen Zischen und dem Absingen von „Gott schütze Irland" geantwortet wurde. Der Rest der Vorstellung blieb ungehört und ging in dem Tumult verloren. Dem Theaterdirektor ward nicht das Wort zu einer Erklärung gestattet, und die Damen verließen in Furcht das Gebäude. Von der Galerie wurden Bänke herabgeschleudert, und als das Haus geräumt war, entwickelte sich auf der Straße ein Kampf mit Steinwürfen. Ein Protestant hatte nach einer guten Tracht Schläge eine Zuflucht in einem Privathause gesucht, dessen Fenster von den Tumultuanten zertrümmert wurden. Schließlich gelang es der Polizei, die Ruhe wieder herzustellen und die aufgeregte Menge zu zerstreuen.

Da g'scheidte Sepperl.

„Schau, Sepperl", sagt da Lehrer,
„Jetz wöll ma—r—epps probir'n:
Siehst, dös da is an Apfel
Und dös da is a' Birn.

Und daber liegt a' Zweschpen
Und a—r—a Nuß daneb'n;
Kannst eppa—r—allen vieren
An oanziga Nama geb'n?"

„No, Obst ko' ma's halt hoaßen",
Sagt da da Sepperl d'rauf.—
„Ja, Du bist halt mei' G'scheidter,
Du machst Dei' Sach' gar brav.

Und kannst an Satz aa macha,
In dem des Wort kimmt für?"—
Da sagt das g'scheidte Sepperl:
„Obs D' hergeh'n willst zu mir!"

Joseph Feller.

— Unsere Lieblinge. Lehrer: Wenn also der Centner Roggen vier Mark kostet, was kostet dann ein fünfpfündiges Roggenbrod? — Nun, Fräulein Erna, warum rechnen Sie nicht mit? Erna (stolz): Weil mich das nichts angeht. Ordinäres Roggenbrod kommt in einem Hause, wie das unsrige, nicht vor!

— Beim Friseur. Friseur: Wie befehlen Sie? — Herr: Schneiden Sie nur drauf los. „In ganz Deutschland", sagte Windthorst, „fällt kein Haar von dem Haupte eines Menschen ohne den Willen des Reichskanzlers."

— Kritiker: Verzeihung, mein Herr, ich habe Sie als Schauspieler oft ungünstig beurtheilt, aber nach der heutigen Vorstellung muß ich anerkennen, daß Sie manchmal wenigstens den Geist Ihrer Rolle gut auffassen. — Schauspieler: Sehr schmeichelhaft! Aber so ist's im Leben. Sie hielten mich für einen Schauspieler und ich hielt Sie für einen guten Kritiker. Und eines Abends kommt es heraus, wie sehr wir uns beide getäuscht haben.

— Wie die Zeit vergeht! „Herrgott, wie doch die Zeit vergeht! Gestern haben s' mich erst 'rausgelassen aus'm Loch — und heut' sitz' ich schon wieder d'rin!"

— Keine üble Gewohnheiten. „Ich weiß nicht, was ihr Frauen immer an euren Männern auszusetzen habt. Ich wenigstens kann mich über den meinigen nicht beklagen. Er ist ein gutmüthiger alter Kerl, den man um den Finger herumwickeln kann, wenn er einen Rausch hat und den hat er alle Tage. Aber so üble Gewohnheiten, wie ihr sie den eurigen nachsagt, hat er keine an sich!"

— Oeffentliche Abbitte. Ich erkläre, daß meine jüngst coram publico über Herrn Bäckereibesitzer Christian Teigkneter gemachte Bemerkung: derselbe sei ein Saukerl und liefere unter dem Normalgewichte kleine Semmeln, „unrichtig" ist, und daß diese Bemerkung nur in der Hitze des Wortgefechtes gemacht wurde, und nehme ich hiemit den „Saukerl", sowie die „kleinen Semmeln" öffentlich zurück. A. Laibl, bürgerl. Bäckermeister.

— Aus dem Gerichtssaal. Präsident: „Was hat Sie zu dem Diebstahl veranlaßt?" — Angeklagter: „Wissen S', Herr Präsident, mein Vater hat mich von Kindheit auf zur strengen Ordnung angehalten und da kann ich halt nichts—herumliegen sehen!"

— Ein kleiner Naseweis. — „Sie, Herr Kaminfeger!"—„Was denn, mein Junge?"—„Sie haben sich an der Nase schwarz gemacht!"

— Auch ein Ahnenstolz. — Angeklagter: „Hoher Gerichtshof, wollen Sie mir anständiger behandeln? Meine Vorfahren waren berühmte Leute, mein Stammbaum jeht weit in's vorige Jahrhundert zurück." — Präsident: „Ist derselbe im Staats-Archiv zu finden?" — Angeklagter: „Det weniger, aber wenn Sie jefälligst in den Jerichts-Akten nachsehen wollen, werden Sie ihn finden!"

— Im Normal-Speisehaus. Gast: Was ist das? Ich habe soeben in der Suppe ein Haar gefunden. Wirth: Ja, einen ganzen Zopf kann ich Ihnen für zwanzig Pfennig nicht hineinlegen.

— Aus der Gesellschaft. Maler: „O Madame, wenn ich Sie doch malen dürfte! Bankiersfrau (sehr stark): Sie sind ein Schmeichler. Weshalb denn gerade mich? Maler: Weil in heutiger Zeit Kolossalgemälde so en vogue sind.

— Fataler Name. (Herr Meyer wird von einem Schutzmann arretirt.) Schutzmann: „Wie heißen Sie?" — Arrestant: „Meyer!" — Schutzmann (in höchster Wuth): „Machen Sie keine schlechten Witze!"

— Ein kleiner Diplomat. — „Nicht wahr, Mama, seit ich bei Fräulein Haller Stunden habe, bin ich viel braver geworden?" — „Ja, Fritz, Du bist jetzt artiger!" — „Ja, aber warum sperrst Du dann immer noch die Zuckerdose und das Eingemachte ein?"

— Fräulein: „Sie machen mir einen Heirathsantrag. Unverschämter? Nie werde ich einem Manne Ihresgleichen meine Hand reichen — einem Menschen, der schon so Viele zum Besten gehabt hat. Entfernen Sie sich augenblicklich, sonst rufe ich meinen Vater, der mich mit seinem Stocke von Ihnen befreien wird."—Herr: „Klothilde, soll dies vielleicht ein Korb sein?"

— Schlau. Ein Gerichtsvollzieher pfändet einem Bauern ein fettes Schwein, bindet den Pfandzettel an den Schwanz des Thieres und will es in vier Tagen abholen lassen. „Heul' net, Alte", sagt der Bauer, „die Sau fressen wir,— den Schwanz kann er b'halt'n!"

— Literarisches. Ein junger mittelloser Lyriker hält um die Hand der einzigen Tochter seines reichen Verlegers an. „Und wie steht es um Ihre Sparkassenbücher, mein Lieber?" fragt nach einer langen unheilvollen Pause der Geschäftsmann."—„Die sind leider noch nicht druckreif", entgegnete melancholisch lächelnd der poesie-begeisterte Jüngling."
—„Dann muß auch zu meinem Bedauern die geplante Familienausgabe unterbleiben!"

— Sonderbare Logik. Frau (zu ihrem Zimmerherrn): „Ach Gott, ach Gott, Herr Professor, das Unglück! Fällt heute Morgen ein Kind vom dritten Stockwerk......"—Professor: „Trösten Sie sich! Viel besser, es fällt ein Kind vom dritten Stock, als drei vom ersten!"

— Praktisch. Vater: „Moritz, ich laß' Der de Wahl, was willst De lieber? Willst De heut' Mittag auf'm Esel reite, oder willst De in's Concert gehe?" — Moritz: „Ich will auf'm Esel in's Concert reite."

— Betrübniß. Nachbar: Warum sind Sie denn gar so betrübt, Herr Peter? — Peter: Meine Frau hat heute schon wieder einen Topf zerschlagen! — Nachbar: Nun, das ist ja nichts so Arges. Derlei kommt in jeder Haushaltung vor.—Peter: Aber meine Frau zerbricht alle Töpfe an meinem Kopf!

— Abgefertigt. „Nun, was für Fische hat er zu verkaufen, Hansjörg? Etwa gar Stockfische?" — „Noi, Herr Stichele, die kommet aus der Stadt zua uns!"